

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Publikation dieses Bandes wurde durch die finanzielle Unterstützung des Förderfonds der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz – Lehre, Forschung, Kooperationen – ermöglicht.

Umschlaggestaltung: Thomas Jaberg, Peter Lang AG

ISBN 978-3-0343-0406-1

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2010
Hochfeldstrasse 32, CH-3012 Bern
info@peterlang.com, www.peterlang.com, www.peterlang.net

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Switzerland

Inhalt

BERNHARD HAUPERT / SIGRID SCHILLING / SUSANNE MAURER Vorwort	7
WOLFRAM FISCHER Biografische Strukturierung in der Lebenswelt gesellschaftlicher Moderne	13
MARGRET DÖRR Erinnerung als biografische Wissensressource	35
UELI MÄDER Was biografische Zugänge erhellen	53
LEA MANI Über die Bedeutung der biografischen Illusion	71
BERNHARD HAUPERT Adoleszenzkrise und Generationenverhältnis: Vom Verlust der Sorge um die Nachwachsenden	87
SUSANNE MAURER „Medien-Biografien“ – Ein Zugang zu den Lebenswelten von Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit?	117
MARTINA GOBLIRSCH Struktural-hermeneutische Analyse narrativer Interviews ..	133
DOROTHEE SCHAFFNER Was bringt Biografieforschung der Sozialen Arbeit?	149

LEA HOLLENSTEIN Umgang mit Komplexität in der Sozialen Arbeit – Rekonstruktion der psychosozialen Falldynamik auf der Grundlage biografischer Interviews	163
ULRICH OEVERMANN / SILKE MÜLLER Biografieanalysen aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik	181
JOHANNA KOHN / URSULA CADUFF Erzählcafés leiten: Biografiearbeit mit alten Menschen	193
UELI MÄDER Was zwei erfolgreiche Biografien dokumentieren	217
MARIA PILOTTO Biografieanalyse mit objektiver Hermeneutik	237
JOEL GAUTSCHI / CORNELIA RÜEGGER Objektivierung des objektivierenden Subjekts?! Bourdieu's Konzept der Reflexivität als Mittel der Reflexion von Fallrekonstruktionen	245
DENISE BERGOLD-CALDWELL Identität versus Biografisches Selbst? Oder: Biografie in verschiedenen Hin-Sichten	253
Autorinnen und Autoren	263

Vorwort

BERNHARD HAUPERT / SIGRID SCHILLING / SUSANNE MAURER

Die „Institution“ der Summer School der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz, bietet Studierenden und Dozierenden die Gelegenheit, sich während einer Woche empirisch und theoretisch fundiert mit einem zentralen Themengebiet der Sozialen Arbeit zu befassen und fördert gezielt die Einbeziehung von Institutionalisierungsformen, Arbeitsweisen und Professionskulturen der Sozialen Arbeit in anderen Sprachregionen der Schweiz und/oder anderen Ländern.

Die Summer School 2009 beschäftigte sich mit dem Themenbereich „Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit“ und fand in Kooperation mit der Philipps-Universität Marburg (Institut für Erziehungswissenschaft) und der Katholischen Hochschule Mainz (FB Soziale Arbeit) statt.

Der Analyse und dem Verstehen von Biografien und Lebensverläufen kommt für das professionelle Handeln im Rahmen sozialer Professionen zunehmend Bedeutung zu. Als konkrete Folge aktueller politischer und sozialstaatlicher Entwicklungen und einer damit verbundenen „Individualisierung“ sozialer Probleme stellt sich für die Soziale Arbeit vor diesem Hintergrund zunehmend die Frage, wie Biografien, Lebenskrisen und Erfahrungen des Scheiterns methodisch „entschlüsselt“ werden können, um Klientinnen und Klienten geeignete Hilfen anbieten zu können.

Für die Soziale Arbeit sind Fragen der Einschränkung der Autonomie der Lebenspraxis und der Bewältigung von Lebenspraxis zentral. Die Berücksichtigung lebensgeschichtlicher Zusammenhänge ermöglicht, diese in ihrem historischen und sozialen Kontext zu sehen, Ressourcen zu erkennen und daraus Interventionen abzuleiten. Die Biografieforschung innerhalb der Sozialen Arbeit

- Lorenzer, A.: *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis*. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976.
- Raguse, T.: Erinnerung, Eingedenken und das Problem einer psychoanalytischen Hermeneutik. In: *Psyche. Z Psychoanal* 59. Beiheft 2005, S. 11-21.
- Ricoeur, P.: *Das Rätsel der Vergangenheit*. Göttingen: Wallstein Verlag 2004.
- Schulze, Th.: Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft. Gegenstandsbereich und Bedeutung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. überarb. Aufl. Opladen: Leske und Budrich 2006, S. 35-57.
- Welzer, H.: *Das kommunikative Gedächtnis*. Eine Theorie der Erinnerung. München: C.H. Beck Verlag 2002.

Was biografische Zugänge erhellen

UELI MÄDER

Was macht der Mensch aus dem, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat? So lautet eine existenzphilosophische Frage. Sie steht auch hier im Vordergrund und bezieht sich zunächst darauf, wie ehemalige Verdingkinder in ihren Erzählungen viel Gesellschaftliches und Persönliches dokumentieren. Das Biografische erweist sich dabei keineswegs als beliebig subjektiv. Es erhellt vielmehr dominante Strukturen, Werte und Einstellungen sowie institutionelles, familiäres und individuelles Verhalten, wie die späteren Ausführungen zu zeigen versuchen.

Im Subjektiven öffnen sich Welten

Erinnerung formt sich im Gespräch. Das veranschaulichen rund 300 Interviews, die wir im Rahmen einer Nationalfondsstudie über „Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen der Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert“ durchführten.¹ Im Gespräch orientierten wir uns an einem offenen Leitfaden. Zuerst erzählten die Befragten über ihr Leben. Manche taten dies bereits recht geübt. Andere fühlten sich erleichtert, endlich sprechen zu können. Die Worte sprudelten aus ihnen heraus. Wieder andere suchten nach einem Faden. Sie rangen danach, aufkommende Erinnerungen treffend auszudrücken.

¹ Loretta Seglias und Marco Leuenberger führten als wissenschaftliche Mitarbeitende die von Heiko Haumann und Ueli Mäder begleitete Studie durch. Vgl. dazu: Leuenberger/Seglias 2009, darin: Haumann/Mäder 2009.

Die Interviews dokumentieren, wie Menschen versuchen, in Selbstzeugnissen ihrem Leben einen Sinn zu geben.² Subjektive Deutungen entsprechen aber nicht unbedingt den sozialen Wirklichkeiten.³ Sie vermitteln die Sicht von ehemaligen Verdingkindern, die ihre Wahrheiten erzählen. Diese Deutungen sind ebenso Wirklichkeit wie die sozialen Umstände, in denen die Verdingkinder lebten. Ihr Selbstverständnis veränderte sich im Laufe der Zeit. Dies nicht zuletzt durch neue Erfahrungen. Die Befragten vermitteln, wie sie das Erlebte in eine verständliche Ordnung bringen, ihr Schicksal erklären und die Welt verstehen. Wenn wir diesem subjektiven Sinn auf die Spur kommen, öffnen sich Welten.

Im Biografischen manifestiert sich viel Gesellschaftliches. Dabei ist es wichtig, Menschen in ihrer alltäglichen Umgebung zu sehen. Lebensgeschichtliche Ansätze legen Wert auf das kommunikative Verstehen zwischen allen Beteiligten. Sie sind eine spezifische Form sozialer Annäherung. Bei den Interviews ist der „innere Blick“ ein Mittel der Erkenntnis. Er dient auch dem eigenen Lernprozess. Ein derartiger Zugang geht nicht von umfassenden Theorien aus. Wichtig sind zunächst das persönliche Gespräch und präzise Beobachtungen sozialer Wirklichkeiten. Dies möglichst so, wie Betroffene sie wahrnehmen und verarbeiten. Dabei gilt es, sich auch die Bedingungen und Kontexte zu vergegenwärtigen, unter denen Menschen so handeln, wie sie handeln.⁴

2 Haumann 2006.

3 Jüttemann/Thomae 1999.

4 Dazu: Goffman 1973.

Erinnerungen sind trügerisch und wahr

Der Quellenwert von Erinnerungen ist umstritten.⁵ Erinnerungen können trügen. Wenn wir Geschichten aus dem Blickwinkel von Betroffenen rekonstruieren,⁶ sind Erinnerungen zunächst ‚wahr‘ und – wie jede Quelle – kritisch zu betrachten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Erinnerung an ein Geschehen im Prozess der Erinnerung verändert. Je nach Gespräch kommen besondere Gefühle auf. Das Zusammenspiel der Beteiligten beeinflusst die Darstellung. Es weckt Assoziationen, die während des Gesprächs nicht zufällig auftauchen. Wichtig sind auch Kontexte und weitere Begebenheiten. Sie wirken schon längst vor dem Gespräch. Dazu gehören Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte sowie verschiedene soziale Milieus, in denen sich die Befragten (und wir) bewegen.⁷

Die Interviews mit den ehemaligen Verdingkindern bringen – nebst individuellen Besonderheiten – viele ähnliche Themen zum Vorschein; beispielsweise die fehlende Zuwendung durch Bezugspersonen, die emotionale Beziehung zu Tieren, Gefühle der Herabsetzung, aber auch des Stolzes, das Leben trotz misslicher Bedingungen zu bewältigen. Häufig kehren die hohe Bedeutung von Strafen und Gewalt, von sexuellem Missbrauch und der Armut wieder; ebenso die problematische Rolle von Vormündern, Behörden und Kirchen. Ähnlichkeiten zeigen sich auch bei den entwickelten Bewältigungsstrategien. Die Darstellungen weisen einerseits auf viel Spezifisches hin; andererseits stimmen sie in wesentlichen Bezügen weitgehend überein. Die beschränkte Kohärenz dokumentiert die Zuverlässigkeit der Aussagen, aber auch die Annäherung der Erzählung an bereits Erzähltes. Die Ausführungen vermitteln einen Einblick in das eigene und kollektive

5 Dazu: Fried 2004; Assmann 1999.

6 Dazu: Haumann 2003.

7 Dazu: Welzer 2002; ders. 2001.

Denken ehemaliger Verdingkinder. Sie vermitteln auch dichte Informationen über frühere Lebensverhältnisse.

Wenn wir das gesellschaftliche Umfeld berücksichtigen, das die Erinnerungsvorgänge beeinflusst, können wir besser nachvollziehen, was einzelne Menschen erlebten und was sie in ihren Lebenswelten, Netzwerken, Handlungsräumen, Strategien und Deutungsmustern prägte. Beim Interview ist die Ebene der Erzählung (in der Gegenwart) von der Ebene des tatsächlich Erlebten und der Ebene der Sinngebung zu trennen.⁸ Zudem sind Schlüsselerlebnisse und biografische Wendepunkte herauszufiltern, von denen aus sich Erinnerungen interpretieren lassen.

Ein Schlüsselerlebnis veranschaulicht das Interview mit Clara Bärnwart (Jahrgang 1938). Sie wurde nach einem zehnjährigen Aufenthalt im Kinderheim im Alter von vierzehn Jahren dem Vater zurückgegeben, der sich nach dem Tod von Clara Bärnwarts Mutter neu verheiratet hatte. Der Vater missbrauchte seine Tochter zwei Jahre lang sexuell, bis sie sich dagegen wehrte. Der Vater bestritt die Vorwürfe, auch bei der Gegenüberstellung vor dem Staatsanwalt. Als der Anwalt kurz aus dem Fenster blickte, faltete der Vater seine Hände und signalisierte seiner Tochter ein „Bittbätti“. „Ich hatte das Gefühl“, erzählt sie später, „dieser Mensch leidet wie ‚lätz‘. Und dann war es bei mir natürlich vorbei.“ Clara Bärnwart nahm alles zurück. „Das, weil ich wusste, was das heisst, wenn man leidet.“ Seit diesem Zeitpunkt ist ihr teilweise bewusst, wie sehr ihr Leben unter dem Leitmotiv des Leidens steht. Selbst Gefühle der Liebe sind für sie oft mit Leiden verbunden. Das Leiden verstärkt Gefühle der Ohnmacht. Es hilft aber auch, eine Überlebensstrategie zu entwickeln, die offenbar Kraft verleiht.⁹

8 Dazu: Rosenthal 1995b.

9 Aus: Grossmann/Koch 2007.

Suche nach Sinn

Erzählungen lassen sich genauer betrachten, wenn wir sie in einzelne Einheiten aufteilen. Dabei sollten keine Zusammenhänge verloren gehen.¹⁰ Die einzelnen Einheiten folgen dem Textprotokoll. Sie sind zunächst für sich zu betrachten und zu deuten. Dies möglichst konkret, nicht aus einem allgemeinen Eindruck des Gesprächs. Gesprächseinheiten lassen sich auch zu thematischen Blöcken zusammenfassen. Dabei interessiert, ob Erlebtes einfach geschildert oder möglichst sinnig konstruiert und mit späteren Einflüssen vermischt wird. Wichtig sind auch emotionale Erschütterungen und Einschnitte. Sie können sich als mögliche Wendepunkte erweisen. Wesentlich ist, welche Bedeutung die Gesprächseinheiten für den Lebenslauf und die Selbstdarstellung haben. Sprachliche Formulierungen sind ebenfalls aussagekräftig: Der Wortschatz verrät je nachdem viel über Alter, Milieu, Ort und Zeit. Er weist uns darauf hin, ob wir eine Geschichte näher aus der Gegenwart oder aus der Vergangenheit erfahren.

Auf die Frage, welche Umstände zur Verdingung geführt haben, erzählt beispielsweise Werner Bieri (Jahrgang 1942), seine Eltern hätten sich scheiden lassen. „Mein Vater wurde natürlich dazu verdonnert, Alimente zu bezahlen, oder? Er hat natürlich nie bezahlt, das ist klar, und wie gesagt, Kriegsjahre.“ Der Begriff „Alimente“ und der Hinweis auf die „Kriegsjahre“ deuten darauf hin, dass wir hier weniger erfahren, was Werner Bieri unmittelbar erlebt hat. Er nimmt vielmehr spätere Erklärungen auf, um so verständlich zu machen, warum die Familie materiell schlecht dastand. An anderen Stellen verwendet er hingegen kindliche Worte, die sehr direkt und emotional sind und unmittelbarer aus der früher erlebten Situation stammen.¹¹

10 Zur Sequenzanalyse siehe u. a. Rosenthal 1995a.

11 Aus: Mauron 2007.

Der verstehende Zugang und die Analyse der einzelnen thematischen Blöcke in den Interviews versuchen, die Wahrnehmungen, Sichtweisen und Sinnkonstruktionen der interviewten Person nachzuvollziehen. Dabei sind eigene Interpretationen auf Projektionen hin zu untersuchen. Hinzu kommt das Bemühen, sich Vorgängen anzunähern, über die es der Gesprächspartnerin, dem Gesprächspartner schwerfällt, sich mitzuteilen. Wenn wir die äusseren Kontexte und Einflüsse einbeziehen, müssen wir auch berücksichtigen, ob die Befragten damals von Medienberichten, Publikationen und öffentlichen Diskussionen zum Thema gewusst haben und was sie heute darüber wissen.

Überaus schwierig ist es, interpretieren zu wollen, wie Verdingte versuchten, konkrete Erlebnisse zu verarbeiten. Selbst wenn die Befragten dicht am Geschehen berichten, können die Erinnerungen trügen. Deshalb sind stets weitere Quellen einzubeziehen, beispielsweise Erzählungen von anderen Zeitzeuginnen und -zeugen und von Dokumenten der Gemeinden. Da die persönlichen Aussagen die Interviewenden meistens emotional stark berühren, ist auch das einzubeziehen, was die Erzählungen mit uns machen und wie unser Nacherleben die Gesprächsdynamik beeinflusst. Da sind viel Selbstreflexion, Intersivision und Supervision gefragt. Sie helfen und lassen uns immer wieder entdecken, welchen Sinn unsere Interpretationen anstreben. Sie weisen uns auch darauf hin, wie interpretierend bereits unsere Transkripte sind. Wenn wir uns den Erzählungen möglichst stimmig annähern wollen, ist ein Zugang zu unserem Vorverständnis, unseren Assoziationen, Erinnerungen und Erlebnissen unabdingbar. Hinzu kommt der bewusste und professionelle Umgang mit den verwendeten Theorien und Methoden.

Handlungstheoretische Reflexion

Marianne Gronemeyer¹² analysiert, was sozial Benachteiligte dazu motiviert, sich für ihre eigenen Interessen einzusetzen. Sie verknüpft ihre theoretischen Überlegungen mit konkreten Lebensgeschichten. Selbstverständlich erlaubt der biografische Zugang keine Generalisierung. Die theoretischen Bezüge und Vertiefungen erhöhen jedoch die Aussagekraft. Sie stützen sich auf weitere empirische Grundlagen ab. Was den möglichen Gewinn für das hier andiskutierte Beispiel ehemaliger Verdingkinder ausmacht, veranschaulicht die folgende Reflexion von Marianne Gronemeyer. Sie bezieht sich auf ein Projekt von Lorenzo di Milani. Der Pater hat in der Toscana die „Scuola di Barbiana“ für Kinder von Landarbeitenden gegründet, die in der offiziellen Schule „versagten“. Er hat die Noten abgeschafft, die Langsamsten zum Massstab für das Tempo genommen, die älteren Kinder als Lehrende eingesetzt und den Unterricht in erster Linie an den Fragen der Schulkinder orientiert. Dies mit dem Resultat, dass alle die Abschlussprüfung bestehen konnten. Marianne Gronemeyer folgert: Die Empörung war so lange machtlos gegen die Resignation, bis eine produktive Handlungsalternative vorlag. Von sich aus haben die Eltern und Kinder nichts unternommen. Die Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit war zu tief verwurzelt. Es brauchte einen externen Impuls und einen Zugang zu den positiven Ressourcen der Defizitgeschädigten.

Soziale Benachteiligungen werden oft über lange Zeit hingenommen. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der Mangel verstellt manchmal den Blick. Betroffene interpretieren Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht. Wichtig ist die Vermittlung des Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist. Der Hinweis auf gemeinsame und kollektive Betroffenheiten entlastet von persönlichen

¹² Gronemeyer 1976.

Schuldgefühlen, die bei sozial Benachteiligten unter Bedingungen der Vereinzelung verbreitet sind. Arme empfinden ihre Ohnmacht als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Probleme einfacher auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben (wollen). Wenn sie die Lage akzeptieren, laufen sie weniger Gefahr, bei einem weiteren Versuch der Veränderung nochmals zu scheitern. Wer sich mit dem Vorhandenen zufriedengibt, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum Rückzug. Sie behindert das lösungsorientierte Denken und Ausprobieren. Der Pakt mit dem Verzicht macht den Verzicht aushaltbar. Dagegen helfen Teilerfahrungen gelungener Lebenspraxis.

Das Zutrauen in eigene Kompetenzen erfordert kleine Schritte. Grosse Ziele sind in Teilziele zu zerlegen, die sich in absehbare Frist erreichen lassen. Die sinnliche Erfahrung, dass Veränderungen möglich sind, motiviert zu weiteren. Sie lenkt den Blick vom scheinbar Unabdingbaren zum offensichtlich Möglichen. Die innerlich blockierende „Du sollst“-Anforderung verwandelt sich in eine „Ich kann etwas“-Haltung. Sie knüpft an vorhandene Interessen und Fertigkeiten an, die alle Menschen haben. Ihre Ressourcen sind oft zugeschüttet. Sie werden zu wenig wahrgenommen. Hilfreich ist die Kompetenzmotivation. Sie unterstützt die Entfaltung eigener Kräfte. Der individuell bedeutsame Ansatz lässt sich teilweise auch auf soziale Gruppen und die gesellschaftliche Ebene übertragen. Wir kommen nicht nur durchs Dunkel zum Licht. Der Weg zur Selbstbestimmung führt oft über die Auflehnung gegen die Fremdbestimmung. Erlebte Schmach und stark empfundenes Unrecht können lähmen, aber auch wichtige Triebfedern für widerständiges Handeln sein, das die Emanzipation stärkt. Soweit wichtige Überlegungen. Sie orientieren sich an einer empirischen Grundlage biografischer Verläufe und skizzieren weiterreichende theoretische Überlegungen. Das führt die Debatte weiter und verleiht den Einzelbeispielen ein Gewicht, das weit über das Subjektive hinausreicht. Die theoretischen Fundierungen verdichten, was biografische Zugänge erhellen.

Individuelle und gesellschaftliche Sicht

Pierre Bourdieu¹³ verknüpft mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Sozio-strukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Erscheinungen der Individualisierung keineswegs passé sind. Michael Vester¹⁴ verbindet die theoretischen Konzepte von Pierre Bourdieu und anderen mit der empirischen Sinus-Milieuforschung. Sein Klassenbegriff erfasst die wirtschaftlichen Positionen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Individuen, die in sozialen Milieus auch ein (beschränktes) Eigenleben führen können. Strategien der sozialen Schliessung sind immer auch ein Konzept zur Erhaltung der Macht. Horizontale soziale Differenzierungen basieren auf vertikalen.

Gleichwohl stellt sich die Frage, ob die Biografieforschung den Trend der Individualisierung verstärkt. Aus meiner Sicht tut sie das nicht, wenn sie die sozialen Kontexte einbezieht und sich dafür interessiert, inwiefern sich im Biografischen das Gesellschaftliche dokumentiert. Gewiss, der Individualismus fördert teilweise einen schillernden Subjektivismus in Literatur und Humanwissenschaften. Die Suche nach Lebensorientierung tastet sich an authentischen Niederschriften voran. Zunächst wird das Gesellschaftliche subjektiviert, dann privatisiert. Das desavouiert, was andere seriös an Alltagsforschung betreiben und – neu entdeckt – an Tradition fortführen.

¹³ Bourdieu 1980.

¹⁴ Vester et al. 2002.

Im 19. Jahrhundert interessierte sich Friedrich Engels mit Karl Marx zusammen für objektive Entwicklungsgesetze. Er betonte aber ebenfalls die Notwendigkeit, subjektive Konstitutions- und Verarbeitungsprozesse einzubeziehen. Die Biografisierung erlaubt allerdings keine Generalisierung. Sie ist vielmehr eine spezifische Form sozialer „Abbildung“ und Annäherung. Wenn alle Individuen einmalig sind, dann ist zumindest das ein kollektiver Sachverhalt, der auch übergreifende Studien erfordert. So will ich weder qualitative und quantitative Ansätze gegeneinander ausspielen, noch einem beliebigen Methodenpluralismus das Wort reden. Ich bin dafür, einfache Zugänge wieder zu entdecken, die in der Biografieforschung besonders zum Tragen kommen können und mit strukturellen Voraussetzungen zu verknüpfen sind. Vor der „Zahlenbeigerei“ kommt die simple, sinnliche Wahrnehmung. Der Bildschirm und die Datenbank sind kein Ersatz für das Gespräch oder einen lebensgeschichtlichen Zugang. Ähnliches gilt für die individuelle Perspektive. Sie ergänzt die gesellschaftliche. Beide sind aufeinander angewiesen.

Renaissance alltagsnaher Ansätze

Qualitative Studien zeichnen sich durch einen deutenden und sinnverstehenden Zugang aus. Die Forschung gestaltet sich als kommunikativer Prozess. Sie erfordert eine hohe Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktion mit allen Beteiligten. In der Sozialwissenschaft gewinnen vor Ende des 20. Jahrhunderts trotz gängiger Mathematisierung der Forschung auch qualitative Ansätze wieder an Bedeutung; so etwa bei der Lebenswelt- und Stadtteilmforschung. Diese knüpft an eine Tradition an, die bereits vor hundert Jahren in Chicago entstand. Lebenszeugnisse von Einwandernden und ausgegrenzten sozialen Gruppen bildeten damals eine wichtige Grundlage, um Folgen des sozio-kulturellen Wandels und Unterschiede zwischen der Land- und Stadtbevölkerung

festzumachen. Aktuelle Fragestellungen ergeben sich heute beispielsweise im Zusammenhang mit der neuen Armut und dem Wertewandel (Freizeit, Konsumismus, Dienstleistungsmentalität).¹⁵ Sie sind für die Soziale Arbeit besonders wertvoll. Noch bestehen aber Vorbehalte, welche die qualitative Forschung als minderwertig betrachten und nur für Vorabklärungen vorsehen. Angriffsflächen bieten oberflächliche Studien, die Verfahren vorziehen, bei denen ein Mangel an methodischer Präzision schwierig nachzuweisen ist. Um ja nicht in diesen Verruf zu geraten, gibt es auch Forschende, die ihre methodischen Kenntnisse beweisen wollen, indem sie die computergestützte Auswertung qualitativer Daten strapazieren und eigene Gütekriterien ignorieren.

Qualitative Forschungen sind anspruchsvoll und den je spezifischen Gegebenheiten anzupassen. Ethnografische Zugänge können etwa Ergebnisse vertiefen, die mit Fragebogen und strukturierten Interviews gewonnen wurden. Die Verknüpfung der Ansätze führt zu Synergien. Harmonie ist dabei kein Ziel. Möglichkeiten einer Synthese sind stets neu zu erwägen, unterschiedliche Zugänge weiter zu kultivieren. Die Dynamik inspiriert, nicht die Angleichung der Methoden. Die jeweilige Ausrichtung ist vom Gegenstand der Untersuchung abhängig. Der Zwang zu repräsentativen Aussagen und zur Bereitstellung technisch-instrumentellen Verfügungswissens förderte im Verlaufe des 20. Jahrhunderts die quantitative Forschung (mit hypothetisch-deduktiver Überprüfung). Allmählich zeichnet sich nebst der datenorientierten Computerisierung eine kleine Renaissance alltagsnaher, qualitativer Ansätze ab, die vielversprechend ist und in der Biografieforschung besondere Stärken und Tücken hat.¹⁶

¹⁵ Mäder/Schmassmann 2009.

¹⁶ Flick et al. 2000.

Keine biografische Illusion

Pierre Bourdieu warnt vor der „biografischen Illusion“. ¹⁷ Er versucht, das Subjektive mit dem Objektivierbaren zu verbinden. ¹⁸ Strukturalistisch geht er davon aus, dass es in der sozialen Welt objektive Strukturen gibt, die vom Bewusstsein und Willen der Akteurinnen und Akteure unabhängig sind. Sie können die individuellen Praktiken leiten. Konstruktivistisch nimmt Bourdieu aber auch eine soziale Genese der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata an. Sie konstituieren das, was er Habitus nennt. In dieser doppelten, quasi objektiven und konstruierten Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit räumt Bourdieu den gegebenen Strukturen den Vorrang ein. Er unterscheidet dabei ein objektivistisches und ein subjektivistisches Moment: Einerseits bilden die objektiven Strukturen die Grundlage der subjektiven Repräsentationen. Sie konstituieren die strukturellen Zwänge, die auf den Interaktionen lasten. Andererseits sind aber die Repräsentationen festzuhalten, welche die individuell wie kollektiv geführten Alltagskämpfe veranschaulichen und darauf abzielen, die Strukturen zu erhalten oder zu verändern.

Der zeitliche und theoretische Vorrang, welcher der objektiven Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit zukommt, wurzelt in einer erkenntnistheoretischen Reflexion. ¹⁹ Im Zentrum befindet sich der Begriff des „epistemologischen Bruchs“. Gemeint ist der Bruch zwischen dem wissenschaftlichen Wissen der Soziologinnen und „der spontanen Soziologie“ sozialer Akteure; was die Distanz zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften verkleinert. Wichtig ist das soziologische Postulat, mit „den Vorbegriffen“ der sozialen Akteurinnen und Akteure zu brechen, wie dies bereits Durkheim ²⁰ forderte. Bourdieus Zugang lässt sich

¹⁷ Bourdieu 1986.

¹⁸ Bourdieu 1987.

¹⁹ Bourdieu et al. 1968.

²⁰ Durkheim 1895.

jedoch keineswegs auf eine einfache Dichotomie zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Wissen reduzieren. Der Vorrang, den Pierre Bourdieu ²¹ den objektiven Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit gibt, lässt ihn zuweilen auf das Begriffspaar „Schein/Wirklichkeit“ zurückgreifen, was seine Soziologie von konstruktivistischen Ansätzen wiederum etwas wegführt. Dies zeigt sich eben auch dann, wenn er über „die biografische Illusion“ reflektiert, in der das Ich „scheinbar das Wirklichste der Wirklichkeiten“ sei. Der Gegensatz zwischen einer wahren (objektiven) Wirklichkeit und einer falschen (subjektiven) Wirklichkeit schränkt jedenfalls die Analyse der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit ein. Er beschränkt die Dialektik zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven.

Nach Pierre Bourdieu beeinflussen also externe Faktoren die Denk- und Handlungsmuster beziehungsweise den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal determinierend wirkt. Der Habitus, das sind gewissermassen die sozialen Strukturen unserer Subjektivität, die sich zuerst über unsere ersten Erfahrungen (primärer Habitus), dann über unser Leben als Erwachsene (sekundärer Habitus) bilden. Es ist die Art und Weise, in der sich die sozialen Strukturen über Interiorisierung der Exteriorität in unseren Köpfen und Körpern einschreiben. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äussern. Der Lebensstil ist weder frei wählbar noch beliebig; er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äussern sich darin, wie man grilliert oder den Tisch deckt. Bourdieu orientiert sich an der Marx'schen Tradition, nach welcher das Sein auch das Bewusstsein bestimmt. Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich

²¹ Bourdieu 1986.

deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren.²²

Soziologische Biografieforschung

Die soziologische Biografieforschung²³ interessiert sich dafür, „wie Individuen angesichts eines forcierten und immer schwerer überschaubaren sozialen Wandels historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten“. Sie fragt nach Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen und individuellen Strukturbildungsprozessen beziehungsweise zwischen der Formation sozialer Lebenswelten und der Erfahrungsbildung von Individuen. Biografie wird dabei „nicht als individuell-psychologische Kategorie, sondern als soziales Konstrukt verstanden“. Die Biografieforschung entstand spätestens in den 1920er Jahren. Wichtige Grundlagen erarbeiteten William Isaac Thomas und Florian Znaniecki sowie Alfred Schütz. Die soziologische Biografieforschung gründet unter anderem auf der verstehenden Soziologie, der phänomenologischen Wissenssoziologie sowie dem symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus.

Biografie erscheint dabei als soziales Konstrukt und dialektische Konzeption des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Wegleitend ist hierfür auch die Figurationssoziologie von Norbert Elias (1897–1990). Theodor Geiger (1891–1952) vergleicht die biografische Identität mit der Mentalität, die wir, wie die Haut, nicht wie ein Gewand ablegen können. Sie ist trotz ihrer Einzigartigkeit immer auch ein kollektiver Habitus. Der mentalitäre Prozess der Habitualisierung hat seine Basis nicht einfach in der sozialen Positionierung. Er leitet sich nicht einfach aus individuell unterschiedlichen Ausstattungen an Ressourcen ab. Seine Refe-

22 Bourdieu 1997.

23 Dausien et al. 2005.

renzbezüge sind sowohl tiefer liegende historische Figurationen als auch aktuelle gesellschaftliche Prozesse. Dazu gehören derzeit die Modernisierung und Pluralisierung. Sie prägen als mentalitäre Grosswetterlagen biografische Dispositionen.

„Indem wir die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen analysieren“, stellen Thomas und Znaniecki²⁴ fest,

erhalten wir immer Daten und elementare Fakten, die nicht ausschliesslich auf dieses Individuum begrenzt sind, sondern die als mehr oder weniger allgemeine Klassen von Daten und Fakten behandelt werden und so für die Bestimmung von Gesetzmässigkeiten des sozialen Prozesses genutzt werden können.

Sie verwendeten vielfältige Dokumente für ihre biografischen Analysen. Gabriele Rosenthal bezieht sich darauf und argumentiert, dass beispielsweise ein Polizeibericht nicht weniger subjektiv zu sein braucht als ein biografisches Dokument. Biografische Fallrekonstruktionen gehen von keiner Homologie zwischen Erfahrung und Erzählung aus. Sie analysieren biografische Brüche und versuchen keine „normal-biografischen“ Kontinuitäten herzustellen. Lebensgeschichten sind stets ein individuelles und soziales Produkt. „Mit der Rekonstruktion jedes einzelnen Falles zielen wir also immer zugleich Aussagen über dessen historisch-sozialen Kontext an“, schreibt Rosenthal.²⁵ Sie kombiniert die strukturelle Hermeneutik von Oevermann²⁶ mit der Erzähl- und Textanalyse von Schütze, der thematischen Feldanalyse von Fischer und weiteren theoretischen Ansätzen. Dabei erweist sich der Versuch, Lebensverlauf und Präsentation getrennt zu analysieren, als äusserst anspruchsvoll. Gerade in der heutigen Zeit sind Biografien schwer fassbare Gebilde, „da Menschen ihre Identitäten entwerfen bzw. wechseln und gleichzeitig sehr heterogenen sozialen Erwartungen ausgesetzt sind“.²⁷

24 Thomas/Znaniecki 1958, S. 1831 f.

25 Rosenthal 2005, S. 61.

26 Oevermann 2001.

27 Völter et al. 2005, S. 165.

Das „Interpretative Paradigma“ der Phänomenologischen Soziologie versteht auch die sozialen Beziehungen als interpretative Prozesse, in denen sich die Handelnden durch Sinndeutungen der Erwartungen aufeinander beziehen. Während struktursoziologische Theorien von einer objektiv gegebenen gesellschaftlichen Struktur ausgehen, verlangt das Interpretative Paradigma vorrangig „die interpretative Rekonstruktion der in den untersuchten sozialen Beziehungen sich vollziehenden Interpretationen“,²⁸

Das Interpretative Paradigma ist ein forschungsleitendes Denkmodell. Es stützt sich vor allem auf die Theorie des Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie.²⁹ Der Grundgedanke ist, „dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozess aufzufassen ist. Der Mensch muss jede soziale Situation für sich deuten. Er muss sich damit auseinandersetzen, welche Rollen von ihm erwartet und ihm zugeschrieben werden. Er muss herausfinden, welche Perspektiven er selbst hat. Wenn also soziales Handeln selbst schon Interpretation ist, dann müssen die wissenschaftlich orientierten Sozialtätigen selbst erst recht „Interpretinnen und Interpreten“ sein.

Die in der Hermeneutik postulierte Introspektion lässt eigene subjektive Erfahrungen zu. Sie ermöglicht den Zugang zu innerpsychischen Phänomenen. Die Verknüpfung des „inneren Blicks“ mit dem Forschungsgegenstand ist ein legitimes Erkenntnismittel. Forschung ist mehr als ein Prozess der Auseinandersetzung mit einem Gegenstand. Sie bezieht die Interaktion zwischen den Forschenden, Beforschten und den sozialen Gegebenheiten ein. Der Symbolische Interaktionismus thematisiert, wie Probleme, Ängste und Projektionen der Forschenden die Dynamik prägen. Wir Menschen nehmen die Dinge zunächst je nachdem wahr,

28 Mayring 1999, S. 2.

29 Schmassmann 2001.

welche Bedeutung sie für uns haben. Die Reflexivität der Forschenden über ihr eigenes Handeln und ihre eigenen Wahrnehmungen im untersuchten Feld sind nach diesem Verständnis ein wesentlicher Teil der Erkenntnis und keine auszuschaltende Störquelle.

Literatur

- Assmann, A.: *Erinnerungsräume*. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck 1999.
- Bourdieu, P. et al. (Hg.): *Le Métier de sociologue*. Préalables épistémologiques. Paris: Mouton & Bordas 1968.
- Bourdieu, P.: *Le Sens pratique*. Paris: Minuit 1980.
- Bourdieu, P.: L'illusion biographique. In: *Actes de la recherche en sciences sociales* 62/63. 1986, S. 69-72.
- Bourdieu, P.: Espace social et pouvoir symbolique. In: ders.: *Choses dites*. Paris: Minuit 1987, S. 147-166.
- Bourdieu, P.: Verstehen. In: ders.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK 1997, S. 779-803.
- Dausien, B. et al.: Einleitung. In: Völter, B. et al. (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 7-20.
- Durkheim, É.: *Les Règles de la méthode sociologique*. Paris: PUF 1960 (1895).
- Flick, U. et al. (Hg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt 2000.
- Fried, J.: *Der Schleier der Erinnerung*. Grundzüge einer historischen Memorik. München: C.H. Beck 2004.
- Goffman, E.: *Asyle*. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
- Gronemeyer, M.: *Motivation und politisches Handeln*. Grundkategorien politischer Psychologie. Hamburg: Hoffmann & Campe 1976.
- Grossmann, F./Koch, M.: *Erzählte Lebensgeschichten in der soziologischen Biographieforschung und der Oral History*. Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Ansätze und eine exemplarische Analyse eines narrativen Interviews mit einer ehemals fremdplatzierten Frau. Seminararbeit. Institut für Soziologie. Universität Basel 2007.
- Haumann, H.: Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den Jüdischen Studien: Das Basler Beispiel. In: Hödl, K. (Hg.): *Jüdische Studien*. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes. Innsbruck: Studienverlag 2003, S. 105-122.

- Haumann, H.: Geschichte, Lebenswelt, Sinn. Über die Interpretation von Selbstzeugnissen. In: Hilmer, B. u. a. (Hg.): *Anfang und Grenzen des Sinns*. Für Emil Angehrn. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2006, S. 41–54.
- Haumann, H./Mäder, U.: Erinnern und erzählen. In: Leuenberger, M./Seglias, L. (Hg.): *Versorgt und vergessen*. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Zürich: Rotpunktverlag 2009, S. 279–289.
- Jüttemann, G./Thomae, H. (Hg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Basel: Beltz 1999.
- Leuenberger, M./Seglias, L. (Hg.): *Versorgt und vergessen*. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Zürich: Rotpunktverlag 2009.
- Mäder, U./Schmassmann, H.: Missbrauch. Soziale Genese von Stigmatisierungen. In: Christen, M./Baumann, M. (Hg.): *Verantwortung im politischen Diskurs*. Basel: Schwabe 2009, S. 161–173.
- Mauron, S.: *Interviewforschung*. Der Erinnerungsprozess und die Narrationsanalyse am Beispiel der Selbstdarstellung eines ehemaligen Verdingkinds. Seminararbeit. Historisches Seminar. Universität Basel 2007.
- Mayring, P.: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz 1999.
- Oevermann, U.: Die Struktur sozialer Deutungsmuster. Versuch einer Aktualisierung. In: *Sozialer Sinn*. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung. Nr. 1. Leverkusen: Leske + Budrich 2001, S. 35–83.
- Rosenthal, G.: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus 1995a.
- Rosenthal, G.: Erzählte Lebensgeschichte. In: dies.: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus 1995b, S. 130–135.
- Rosenthal, G.: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, B. et al. (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005.
- Schmassmann, H.: *Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Basel: Paper 2001.
- Thomas, W.I./Znaniecki, F.W.: *The Polish Peasant in Europe and America*. New York: Dover 1958.
- Vester, M./v. Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, Th./Müller, D.: *Soziale Milieus im Gesellschaftlichen Strukturwandel*. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt: Suhrkamp 2002.
- Völter, B. et al. (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005.
- Welzer, H. (Hg.): *Das soziale Gedächtnis*. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg: Hamburger Edition 2001.
- Welzer, H.: *Das kommunikative Gedächtnis*. Eine Theorie der Erinnerung. München: C. H. Beck 2002.

Über die Bedeutung der biografischen Illusion

LEA MANI

Hat sich Bourdieu¹ in seinem Artikel über die biografische Illusion dagegen ausgesprochen, eine biografische Erzählung ohne Einbezug von Kontextwissen über soziale Prozesse zu untersuchen, so fokussiere ich mich in diesem Artikel genau im Un-Sinne Bourdieus auf die „artifizielle Kreation von Sinn“² in Interviews mit ehemaligen Verdingkindern. Das Ziel dieser Vorgehensweise ist also nicht die Rekonstruktion eines konkreten Lebenslaufs³, sondern die Beleuchtung der Art und Weise der Sinn- und Kohärenzstiftung, des Zustandekommens einer Wahrnehmung seiner Selbst als Ganzheit. Die Absicht folgender Überlegungen liegt darin aufzuzeigen, welche Funktion und Bedeutung einer biografischen Illusion zukommt.

In seinem viel diskutierten Artikel über die biografische Illusion kritisiert Bourdieu die Auffassung der Biografie als Lebensgeschichte und unterstellt,

dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbar Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden.⁴

1 Bourdieu 1990, S. 75–81.

2 Ebd., S. 76.

3 Mit dem Begriff des Lebenslaufs sind nach Alheit und Dausien „äussere Strukturmomente, Fragen der gesellschaftlichen Konstitution, der Abfolge von Statuspassagen“ (1990, S. 10) oder nach Rosenthal die „sequentiell[e] Benennung von Lebensdaten“ (1995, S. 102) verbunden.

4 Bourdieu 1990, S. 76.